

Sprachenkampf und Sprachenfrieden

Autor(en): **Platzhoff-Lejeune, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 19

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprachenkampf und Sprachenfrieden.

Von Dr. Ed. Blahhoff-Dejeune.

Wir haben und wir wollen keinen Sprachenkampf in der Schweiz“, so heißt es in rührender Einstimmigkeit am Ende aller jener zahlreichen Artikel, die auf ungerechte Übergriffe und schreiende Mißstände in dem Verhältnis der deutschen zur welschen Bevölkerung hinweisen und die Behörden zu energischem Einschreiten anrufen. Diese Friedensbeteuerungen am Ende einer Kriegserklärung sind nicht ein Ausfluß listiger Heuchelei, sondern eine Folge seltsamer Naivität. Die Verfasser jener geharnischten Proteste empfinden gar nicht, daß sie im Sprachenkampf mitten drin stehen und zu seiner Verschärfung das Ihre soeben beigetragen haben. Das gleiche gilt für die glücklich erfolgten Gründungen eines deutschschweizerischen und eines welschen Sprachvereins, die nach der Ansicht ihrer Führer dem Frieden dienen wollen, — ungefähr so, wie die Heeresverstärkungen unserer mächtigen Nachbarn als Friedenskundgebungen aufgefaßt werden sollen. Gewiß, unser Sprachenkampf ist von ähnlichen Bewegungen in Osterreich, Italien und Deutschland verschieden; er wird es wohl auch bleiben und nie zu Verhältnissen führen, wie sie dort herrschen. Aber darum seine Existenz einfach ableugnen und ihn dabei ruhig weiterführen, geht wirklich auf die Dauer nicht an.

* * *

Wie kommt es, daß seit einem Jahrzehnt das Sprachenproblem wieder mehr in den Vordergrund tritt? Es liegt uns fern, seine traurige Aktualität den genannten Sprachvereinen in die Schuhe zu schieben, obschon sie zu seiner friedlich-brüderlichen Lösung wahrhaftig nichts beigetragen haben. Die Ursache scheint vielmehr in wirtschaftlichen Verhältnissen zu liegen. Die naturgemäß wachsende Zentralisation unseres Landes, die Eröffnung neuer Verkehrswege, die stärkere Beweglichkeit der Bevölkerung, die wechselnden Hochkonjunktoren und Krisen der Industrie haben zu fortdauernden Verschiebungen der Sprachgrenzen geführt, denen die Behörden sich anpassen mußten. Dagegen lehnte die sesshafte Bevölkerung sich auf, schloß sich zum Protest zusammen und — der Kampf ist da.

Viele wohlgesinnte Leute verkennen den Ernst der Lage. Sie sehen in der Erhaltung des status quo das Allheilmittel solcher Konflikte, weil sie glauben, die Verschiebung der Sprachgrenzen entstehe nur durch willkürliche Übergriffe, die man einfach abschlagen müsse, um den Frieden

zu erhalten. In Wirklichkeit liegt ihr aber eine Mehrheit wirtschaftlicher Ursachen zugrunde, deren wir einfach nicht Herr sind und mit denen wir rechnen müssen. Wenn beispielsweise die Eröffnung des Simplons das schon stark zusammengeschmolzene deutsche Oberwallis zwischen zwei Puffern romanischer Kultur zusammendrückt, so kann kein Alideutscher daran etwas ändern. Wenn im Jura die welschen Neuenburger deutsches Bernbiet überschwemmen, so stehen wir diesem Faktor sympathisch oder antipathisch, jedenfalls aber ohnmächtig gegenüber. Mag dann z. B. wieder ein anderer Alpendurchstich oder eine Paßbahn dem germanischen Element Verstärkung zuführen, mag eine andere Industrie die deutsche Überschwemmung eines welschen Gebietes einleiten, so werden wir uns wohl oder übel ebenso darein finden müssen.

Aber die wirtschaftlichen Ursachen sind nicht allein maßgebend für die Sprachverschiebung. Wer an die einfache Erhaltungsmöglichkeit des status quo glaubt, setzt damit voraus, daß beide Kulturen in gleicher Stärke einander gegenüberstehen, daß z. B. bei gleich starker Einwanderung die Verwelschung eines deutschen Gebietes im gleichen Tempo erfolgt wie die Verdeutschung welschen Bodens. Das ist bekanntlich keineswegs der Fall. Der Romane hängt an seiner Kultur mit großer Zähigkeit; es gelingt ihm noch in der zweiten und dritten Generation den Einfluß der Schulsprache im fremden Sprachgebiet durch den der Muttersprache zu Hause im Schach zu halten, wenn nicht zu übertrumpfen. Der Germane dagegen begiebt sich seiner Muttersprache manchmal schon in der ersten, meist in der zweiten Generation. Von diesem Standpunkte aus ist also die Verwelschung deutschen Sprachgebietes eine größere Gefahr als die Verdeutschung welschen Bodens oder, um es auf unsere Verhältnisse zu übertragen: Die Fortschritte des Französischen in der Schweiz sind wahrscheinlicher als die des Deutschen. Das um so mehr, als die deutsche Einwanderung in den welschen Kantonen stärker ist als die welsche in den deutschen Landesteilen.

Woraus sich diese stärkere Durchdringungsfähigkeit des Romanismus erklärt? Aus seiner älteren Kultur zunächst, aus der Weltbedeutung seiner Sprache, aus einem gewissen ihr anhaftenden Zauber. Im Grunde ist aber diese sogenannte Überlegenheit des Französischen, die in der Hauptsache mehr auf passivem Widerstand, als auf aktiver Propaganda beruht, ein Zeichen der Schwäche. Sie erklärt sich aus der mangelnden Fähigkeit der Assimilation fremder Kulturen und Idiome, die bei den Germanen so erstaunlich hoch ausgebildet ist. Und doch endet diese Stärke des Germanen mit seiner Niederlage. Es ist nicht das erste Mal, daß das feiner arbeitende Organ im Kampfe mit dem gröberen unterliegt. Es fehlt dem Germanen das Rückgrat der Selbstverteidigung. Er verliert sich in dem Bestreben, Fremdes in sich aufzunehmen; er vergift

seine Art, von der ihm schließlich nur die formale Fähigkeit der Rezeptivität bleibt, während das feste Beharren des Romanen in seiner starken Einseitigkeit ihn die Bodenständigkeit nie verlieren läßt.

Mit diesen Verhältnissen müssen wir rechnen. An einer Verschiebung der Sprachgrenzen aus den genannten äußeren und inneren Gründen können wir nichts ändern. Was wir aber hindern können und wollen, ist das aggressive Vorgehen eines Kulturferments auf Kosten eines anderen, ist der Eroberungszug einer sich sicher und stark fühlenden Sprache, der von den sich sozusagen von selbst und ohne unser Zutun vollziehenden Wandlungen ganz verschieden ist. Haben wir solche aggressive Tendenzen in der Schweiz?

Jede Kultur behauptet es von der andern; jede leugnet es von der eigenen. Alle beide können sie nicht ganz recht und nicht ganz unrecht haben. Es ist unterhaltsam zu sehen, wie unsere Welschen der Berggewaltigung im Oberwallis, unsere Deutschen der Germanisation im Berner Jura beschuldigt werden. Von jener hört man in Lausanne, von dieser in Bern nie sprechen und doch sind in gewissem Sinne beide Anklagen berechtigt. Sprachverschiebungen sind selten und ungefährlich, wo die Sprachgrenzen mit den politischen zusammenfallen; eine Stärke der föderalistischen Partei beruht jedenfalls auf diesem Argument. Sie werden aber kompliziert, wenn es sich um geteilte Kantonsgebiete handelt, in denen meist eine Kultur die Oberhand hat. Oder ist es Zufall, daß gerade im Wallis und im Jura der Streit entbrannt ist? Die Psychologie jeder Majorität lehrt uns, daß Übergriffe und Kraftproben auf Kosten der Minorität unvermeidlich sind; ebenso genau wissen wir, daß Minoritäten stets empfindlich und argwöhnisch sind, was man ihnen schließlich nicht verübeln darf. Das ist freilich noch kein Grund, um stets Gefahren und übelwollende Gesinnung zu wittern. Hier liegt ja überhaupt die Hauptursache des ganzen Streits. Wo Versehen und kleine Verjäumnisse vorliegen, wo man gegen Schwierigkeiten aller Art ehrlich zu kämpfen hat, sieht der Gegner gleich einen perfiden Überlistungsplan, eine systematische Aktion zu seinen Ungunsten. Wenn z. B. die stets wiederholten Klagen über anderssprachiges Bahnhofspersonal und Bahnhofinschriften laut werden, so läge es nahe, hier z. B. die Schwierigkeiten der Rekrutierung, die durch Wichtigeres verzögerte Neuordnung übernommener Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Aber nein, man bejammert die „schweren Übergriffe“ und ruft nach dem Büttel. Es fehlt den meisten Reklamanten an Geduld und mehr noch an Sachkenntnis, an Übersicht über die Lage, die Präzedenzfälle, die Notwendigkeiten des Dienstes, die zu nehmenden Rücksichten usw. Wer heute das offizielle Kursbuch studiert, wird auf eine Durchführung der Sprachengleichheit im Kleinen und Kleinsten stoßen, die die höchste Be-

wunderung erfordert. Aber die Beschwerdeführer nehmen sich meist nicht einmal die Mühe, so tief in das Detail einzudringen, daß sie zur Anerkennung solcher jahrelanges Studium voraussetzender Leistungen gezwungen werden. Man pflegt übrigens die eidgenössischen Behörden sprachlicher Majestätsbeleidigung seltener anzuklagen als die kantonalen Autoritäten, die tatsächlich häufiger gegen den Gleichheitsgrundsatz sündigen, weil ihnen die Erfahrung und Geduld dazu öfter ermangelt. Aber auch hier ist es auffallend, daß die eigentlichen Radaumacher keineswegs unter der „vergewaltigten“ einheimischen Bevölkerung, sondern meist unter Passanten zu suchen sind, die auf der Durchreise oder nach kurzem Aufenthalt „skandalöse Zustände“ entdecken und sich der Unterdrückten, meist gegen ihren Willen und fast immer ohne ihr Mandat, annehmen zu müssen glauben. Wie viel Bitterkeit und Ärger wir den übertriebenen Beschwerden Draußenstehender zu danken haben, die oft genug die Einheimischen erst aufheizen und in die Protestbewegung hineinjagen, ist gar nicht abzusehen. Sie sind es denn auch, die bei den Sprachvereinsgründungen mitbeteiligt sind.

Im Prinzip wird man gegen solche Vereine nichts einzuwenden haben. Nur wäre es dringend zu wünschen, daß ihre Tätigkeit, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich auf die Pflege der betreffenden Muttersprache gerichtet wäre, statt den Kampf gegen das Vordringen anderer Landessprachen zu eröffnen. Welche dankbare Aufgabe wäre es doch, das schweizerische Hochdeutsch einmal von den zahllosen archaisitischen Wendungen und ungewohnten Ausdrücken zu reinigen, von denen es wimmelt! Dies versuchte inzwischen Pfr. Blocher in einem sehr beachtenswerten Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ über die Zürcher Liturgie. Wie wichtig sollte es diesen Vereinen sein, eine reinliche Scheidung zwischen dem sorgfältig zu pflegenden Dialekt und der hochdeutschen Sprache nach Stil und Ausdruck durchzuführen! Statt dessen veröffentlicht man Verzeichnisse der deutschen Bezeichnungen für welsche Ortsnamen, die von zweifellosem wissenschaftlichem Interesse sind, aber als unter das Volk geworfene Broschüre polemisch wirken müssen. Vorsichtiger ging der welsche Sprachverein mit seiner Betonung der zunächst auf die Pflege der Muttersprache gerichteten Aktion vor. Aber auch hier fehlt es nicht an Heißspornen, die das Schifflein der Sprachhüter unbedingt in das polemische Fahrwasser treiben möchten.

Muß man zu solchem Treiben den Kopf schütteln, so werden solche Bestrebungen direkt vaterlandsfeindlich, wenn sie sich mit ausländischen Vereinen verbinden. Wie kann ein alldeutscher Verband für die Notwendigkeit und den Wert der romanischen Kultur in der Schweiz, wie ein allfranzösischer Verein für das Bestehen der deutschen Kultur in unserem Lande Verständnis und Rücksicht zeigen? Sind denn die kul-

turellen und sprachlichen Bande stärker als die der politischen Zusammengehörigkeit? Sind wir erst Schweizer oder erst Germanen und Romanen? Liegt uns mehr an dem Siege der deutschen oder französischen Kultur in der Schweiz oder an der Behauptung unserer Unabhängigkeit? Bedauern wir etwa unsere Doppelkultur und unsere Dreisprachigkeit, statt uns ihrer zu freuen und darauf stolz zu sein?

Man verschone uns doch von der Sprachvereinlichen Seite mit dem gelehrten Nachweis des Schadens einer individuellen Doppelkultur; das heißt offene Türen einstoßen. Man leihe auch den Gegnern der Sprachvereine nicht die absurde Meinung, sie wollten aus jedem Schweizer ein mehrsprachiges Individuum machen. Zu der Personalunion zweier Sprachen und Kulturen ist selbst der Feingebildete nur in seltenen Ausnahmefällen annähernd befähigt. Was wir erstreben, ist genügendes Verständnis der anderen Landessprachen zur Lektüre und Beherrschung der Elemente zur Konversation. Was wir vor allem wünschen, ist warme Sympathie für die andern Landessprachen, ihre Kultur und ihre Vertreter, ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Schweizer im Streben für die Unabhängigkeit und Wohlfahrt einer Nation. Nach und neben diesem Hauptziel kommt in zweiter Linie die Pflege derjenigen Sprache und Kultur in Betracht, die einen Teil des Landes mit einer Nachbarnation verbindet. Fern sei es von uns, zu wünschen, daß das Studium der andern Landessprachen so weit getrieben werden müsse, daß es dem der Muttersprache Schaden bringt. Kultur wie Sprache kann für den Einzelnen in der Regel nur eine assimilationsfähig sein; über unseren Kulturen und Sprachen aber steht das gemeinsame, vom Ausland uns trennende Vaterland.

Wie soll man nun den „Übergriffen“ begegnen und im Großen und Ganzen der bisherigen Verteilung von Sprache und Kultur treu zu bleiben suchen? Jedenfalls nicht durch Anschluß an ausländische Sprachvereine, sondern vor allem durch Arbeit nach innen und durch Stärkung des eigenen Kulturbodens in Wort und Schrift, in Schule und Haus. Man ereifere sich doch nicht über kleine Verschiebungen der Sprachgrenze, solange sie nicht aggressive Formen annimmt. Man klage auch den ausgewanderten Elementen nicht nach, die früher oder später doch von dem neuen Milieu assimiliert werden, in dem man sie getrost untergehen lassen soll, wenn sie sich selbst nicht verteidigen. Die Kultur hat an ihnen gewiß nicht viel verloren und ihnen innerhalb unserer Landesgrenzen durch Gründung anderssprachiger Schulen nachgehen, würde mehr böses Blut machen als Nutzen stiften.

Sollten aber wirklich Verschiebungen eintreten, die als systematischer Eroberungsplan einer unserer Landessprachen auf Kosten einer andern aufgefaßt werden müssen, nun, so gründe man einen schweize-

rischen Sprachverein, in dessen Vorstand unsere drei sprachlichen Interessengruppen proportional vertreten sind und der in brüderlicher und gerechter Weise, wie es unter Söhnen eines Landes Brauch ist, die Beschwerden prüft, um unparteiisch im Einzelfall zugunsten bald des einen, bald des andern zu entscheiden.

Haben wir wirklich so wenig Zusammenhalt und so wenig Vertrauen zueinander, daß ein solcher Plan als utopisch erscheinen muß? Ist es nötig, daß wir gegen den inneren Feind jenseits der Sprachgrenze den Fremden jenseits der Landesgrenze zu Hilfe rufen müssen? Man hüte sich vor solchen Sonderbünden, die mit uns einzugehen das Ausland nur zu sehr geneigt ist, und man spiele nicht mit dem Feuer! Mit Entschiedenheit trete man allen entgegen, die dem dringend notwendigen, engeren Zusammenschluß aller unserer Landesteile durch vom Zaun gebrochene, kleinliche Streitigkeiten und Engherzigkeiten entgegenstehen. Das gilt für gewisse zanksüchtige und eigenbrödlische Elemente in der deutschen so gut als in der welschen Schweiz.

Unsere Zeit und unser Land stehen vor gewaltigen sozialen Aufgaben, zu deren Lösung es den Einsatz aller Kräfte gilt. Der konfessionellen und wirtschaftlichen Hindernisse haben wir schon genug, als daß wir noch Vereinsgründungen nötig hätten, die einen Kulturkampf neuer Art, vielleicht gegen ihren Willen, zu inszenieren im Begriffe sind. Daß in einem sprachlich gemischten Land für Gesellschaften zur Pflege einer Landessprache, zu ihrer Reinerhaltung und Vervollkommnung Platz genug ist, ja daß sie eine wahre Lücke ausfüllen, kann niemand leugnen. Warum aber nicht zunächst in den Sprachzentren arbeiten, statt an den Sprachgrenzen den Frieden zu stören? Haben wir nicht heiligere Güter zu wahren als den mehr oder weniger gemischtsprachlichen Wortschatz einiger wackerer Bauern in einem Grenzdorf? Man ordne doch solche Sonderzwecke, die an sich gut sein mögen, dem Gemeinwohl unter, das Frieden, Kraft und Zeit für seine Entwicklung braucht.

Auf deutscher wie auf welscher Seite sind Übergriffe vorgekommen. Grund genug, daß man sie einander gegenseitig verzeiht und vergißt, denn es liegt ihnen keinerlei Bosheit und Absicht zugrunde. Wo die Sprachenfragen sich wie bei uns nicht mit politischen und Rasseproblemen verquicken, schätze man ihre Bedeutung nicht zu hoch ein. Je sorgfältiger wir die Muttersprache pflegen — ohne polemische Ausfälle gegen Anderssprachige und ohne Raubzüge auf ihrem Gebiet — einen desto größeren Dienst leisten wir nicht nur uns, sondern auch ihnen; denn eine reine und schöne Sprache werden sie mit desto größerer Freude lernen. Und nun fort und auf zur Bewältigung größerer und wichtigerer Lebensfragen unseres Volkes!